Pommersche Heimat

Monatsblätter zur Pflege der Heimatkunde und des Heimatschutzes.

Einsendungen sind an die Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern, Stettin, Turnerstraße 61, zu richten.

Erscheint in der ersten Hälfte jeden Monats. Herausgegeben in Verbindung mit dem Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern E. V.

Nr. 10. Stettin, im Oktober 1923. 12. Jahrg.

Uckermärkische Städte.

Wanderbilder von Erich Sielaff, Stettin.

1. Lychen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß man deutschen Landen häufig Namen gegeben hat, die aus fremden Gegenden geholt sind und die oft genug zu der schlichten heimischen Landschaft stimmen wie ein prunkender Goldrahmen zu einer Federzeichnung. Wo auf dem flachwelligen Landrücken die bewaldeten Kuppen einmal enger zusammenrücken und ihre Hänge steil zu höchstens 50 und 60 Metern über dem schmalen Talgrunde aufragen, ist man gleich mit der Bezeichnung „Schweiz" zur Stelle, denn ein solches Wort macht bedeutend mehr her als der einfache Name „Seenplatte". Die guten Leute, die als erste einen derartigen Reklametitel aufgebracht haben, werden sich auf ihr Erfindertalent nicht wenig zugute halten. Sie haben dabei nur vergessen, daß solche Allerweltsüberschriften das Charakterloseste sind, was sich denken läßt. Ich habe gegen solche schwülstigen Betitelungen eine erklärte Abneigung, und als ich, von dem mecklenburgischen Fürstenberg her die alte Stadt Lychen erreichend, auf den Tafeln am Wege die pomphafte Ankündigung: „Lychen, das märkische Interlaken", las, hätte ich den Herrschaften vom Verkehrsverein am liebsten eine Vorlesung über heimatliches Eigenwesen erteilt. Aber diesmal mußte ich mich eines besseren belehren lassen: Es gibt kein Wort, das die einzigartige Lage Lychens so sinngemäß wiedergibt wie das „Zwischen Seen". Die Stadt liegt auf einer Insel, von drei kleineren und drei großen Seen umspannt, deren flache oder hohe Ufer fast durchweg mit prächtigem Hochwald bestanden sind. Auf schmalen zum Teil künstlich aufgeschütteten Dämmen laufen nach Norden, Westen und Süden Kunststraßen ins Land und stellen die Verbindung mit den umliegenden Ortschaften her, während nach Osten hin der Verkehr in der Hauptsache durch Boote bewerkstelligt wird.

Von welcher Seite man sich auch der Stadt nähern mag, immer bietet sich dem ankommenden Wanderer ein Bild dar, dessen bestrickendem Reiz sich nicht entziehen kann, wer nur ein wenig übrig hat für den harmonischen Dreiklang spiegelnder Wasserflächen, dunkler Nadelwälder und altersgeschwärzter Ziegeldächer, deren scharfe Firste sich in mehreren Reihen hintereinander aufbauen und einen warmen Ton hineinbringen in das kühle Grün der hellen und dunklen Laubkronen. Ueber der anmutigen Landschaft spannt sich der lichtblaue Julihimmel aus in wolkenloser Klarheit. Aus dem Häusermeer strebt das Rathaustürmchen keck in die Luft, reckt sich gewaltig der langgestreckte Bau der Johanniskirche mit dem trutzigen Turm, der keinen spitzen Helm trägt, sondern ein ziegelgedecktes breites Dach und sich von fern ausnimmt wie ein riesiges Stadttor. Die Kirche stammt aus dem 13. oder 14. Jahrhundert. Sie ist aus mächtigen Granitquadern gefügt bis auf den Turm, der im Ziegelbau errichtet ist und schöne Blendenverzierung zeigt. Eine gleichfalls aus roh behauenen Findlingen errichtete Mauer umschließt den uralten Kirchhof mit seinem prächtigen Baumbestand. In den kampferfüllten Zeiten des Mittelalters und des Dreißigjährigen Krieges, als die Jahre der harten Not auch über Lychen hereinbrachen, hat der wehrhafte Bau der Kirche den Bewohnern der Stadt oft genug zur letzten Zufluchtsstätte gedient.

Als Grenzort hat Lychen mehrfach den Herrn gewechselt und ist bald unter mecklenburgischer, bald unter brandenburgischer Herrschaft gestanden. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts war die Stadt in eine Fehde verwickelt zwischen dem Herzog von Mecklenburg und den Quitzows. In dem Gefecht vor dem Stargarder Tor wurde Johann von Quitzow von den Bürgern gefangen genommen und saß acht Wochen lang in dem Torturm in unritterlicher Haft.

Mehrmals haben gewaltige Brände die Stadt zerstört, so daß sich mit Ausnahme der Kirche an alten Bauten fast nichts mehr erhalten hat. So bieten die Straßenzüge mit ihren meist zweigeschossigen Häusern nichts Besonderes, zumal vielfach neuzeitliche Steinbaukästen die ruhige Linie der Hausfronten unterbrechen. Von den Toren steht nur noch das Stargarder Tor, dessen Unterbau wie die Kirche aus Granit zusammengepackt ist, als wenn vorzeitliche Riesen hier Bauarbeit geleistet haben. Das Templiner Tor ist ganz verschwunden, der Unterbau des Fürstenberger Tores als efeuüberrankte Ruine erhalten. Von der Stadtmauer sind noch ansehnliche Reste vorhanden.

Seit einer Reihe von Jahren wird Lychen gern von Fremden aufgesucht und legt sich auf seinen Ansichtskarten die Bezeichnung Luftkurort bei. Der zunehmende Verkehr hat außerhalb des Städtchens eine ganze Anzahl Neubauten erstehen lassen. Natürlich sind auch einzelne Entgleisungen vorgekommen, denn nicht immer hat sich das Bestreben, möglichst viele vermietbare Wohnungen zu schaffen, mit baulicher Schönheit vereinigen lassen. Davon legt so manche Mietskasernenvilla ein nur zu beredtes Zeugnis ab. Aber für dergleichen Mißhelligkeiten im Stadtbilde wird der Wanderer vollauf durch die Umgebung Lychens entschädigt.

Man soll mit Eigenschaftswörtern sparsam umgehen und nicht im ersten Ueberschwang einer Landschaft Attribute beilegen, die einem kühleren Betrachter nur ein spöttisches Lächeln ablocken. Aber die Umgebung Lychens zwingt einem das Wort „wundervoll" geradezu in die Feder. Es gibt nichts Schöneres, als im Boot über die glatte Fläche des langgezogenen Zenssees dahinzugleiten, hinter sich das freundliche Stadtbild, rechts und links die bewaldeten Steilufer. Riesige Tannen drängen sich durch die dichten Buchenkronen und baden ihre schwarzen Wipfel im fließenden Sonnenlicht. Von den blühenden Akazien wird eine feine Duftwelle über den See getragen. Nicht minder reizvoll ist eine Fahrt über den Großen Lychensee, vorbei an seinen Rohrkämpen und hohen Inseln, durch die tiefe Bucht, auf der die Sonnenglut liegt, nach der Woblitz und das schmale Wasser entlang, das sich in zahlreichen Schleifen durch den Hochwald windet. Alte Buchen mit silbergrauer Rinde neigen von beiden Seiten ihre Aeste gegeneinander und wölben sich über dem Wasser zum kühlen Dom. Kein Windhauch kräuselt die glatte Oberfläche der tiefgrünen Flut, die das Boot langsam durchschneidet. Bei längerem Aufenthalt wird der Wanderer immer neue Reize in der engeren Umgebung des alten Städtchens entdecken, die es ihm schwer machen, diesem schönen Fleckchen Erde Lebewohl zu sagen. Ein einsamer Schornstein strebt über die roten Dächer hinaus. Ist es ein drohender Zeigefinger, daß die rastlos fortschreitende Industrialisierung des deutschen Landes zuletzt auch die traulichsten Winkel mit Lärm, Rauch und Fabrikgetöse erfüllen wird? . . .

2. Templin.

Templin ist von Lychen aus durch eine halbstündige Bahnfahrt oder auf der Chaussee zu erreichen. Das eine ist die bequeme Reisegelegenheit für Kurzatmige, das andre die vorgezeichnete Straße für kilometerfressende Automobilisten und „starrarmige Kraftradritter". Der Wanderer schlägt die alte Templiner Landstraße ein, die über Hohenlychen, wo die hellen, umfangreichen Bauten des Tuberkulosekrankenhauses vom Roten Kreuz freundlich durch die Kiefern schimmern, inmitten köstlicher Waldeinsamkeit nach der Kreisstadt führt. Mischwald wechselt mit reinen Buchenbeständen, die sich auf flachen Bodenschwellen erheben, bis allmählich die Kiefernforst vorherrschend wird und die melancholische Eintönigkeit des märkischen Waldes nur noch zuweilen durch weißrindige Birken ein wenig belebt wird. Aber prächtig wandert

es sich auf dem mit dichtem Grase bedeckten Boden, und die Lungen trinken in durstigen Zügen die harzduftende, reine Luft. Nach vierstündiger Wanderung ist Templin erreicht. Wenn er die rechts und links der Straße liegenden Scheunen passiert hat und auf der Schleusenbrücke steht, die den aus dem Templiner See kommenden Kanal überquert, dann blickt der Wanderer über den See hinweg auf Gärten, graues Gemäuer und eine Reihe roter Ziegeldächer, die so gerade verläuft, als wäre sie mit dem Lineal gezogen. Dahinter steigt in drei Stockwerken der Turm der St. Maria-Magdalenen-Kirche auf. Durch das Mühlentor, auf dem im alten Nest vier junge Störche stehen, geht es in die Stadt hinein.

Es dürfte in Norddeutschland wenige Städte geben, die ihr Stadtbild so vollkommen vor störenden Eingriffen bewahrt haben wie Templin. Die Tatsache, daß die alte Mauer noch rings um die Stadt führt und von den Toren drei wohlerhalten sind, würde nicht besonders erwähnenswert sein, denn von mittelalterlichen Befestigungen sind auch anderswo ansehnliche Reste vorhanden. Aber Templin erhält sein besonderes Gepräge dadurch, daß die gesamte Stadtanlage heute noch so unversehrt erhalten ist, wie sie nach dem großen Brande vor fast 200 Jahren neu erstand. Sie ist geradezu als das Muster einer Stadtplanung des 18. Jahrhunderts zu bezeichnen. Die Straßenzüge wirken trotz ihrer Gradheit niemals nüchtern, da sie regelmäßig einen ansprechenden Abschluß haben und den Blick freigeben entweder auf ein Stück Mauer, einen alten Turm oder eins der mit Treppengiebeln und Blenden gezierten Tore. Man möchte den Stadtvätern, die heute über die Stadt wachen, nur etwas von der zähen Konsequenz ihrer Vorgänger wünschen, mit der jene jede Verunstaltung des traulichen Bildes abzuwehren wußten. Denn Gefahr ist im Verzug. Einmal knallt der Bau eines modernen Kaufhauses mit Riesenfenstern und einem mißratenen, natürlich schiefergedeckten Zwiebelturm in die Straßenfront hinein und zerreißt die geschlossene Linie der einfachen Wohnhäuser in verletzender Weise, zum andern zeugt das neue Pfarrhaus von der Unfähigkeit des Durchschnittshandwerkers von heute, ohne künstlerischen Beirat etwas zu schaffen, was sich seiner Umgebung harmonisch einfügt.

Von den Toren ist das Prenzlauer Tor das bedeutendste. Hier hat man auch das Vortor stehen lassen. Man darf natürlich keinen Vergleich ziehen mit den prächtigen Toren Neubrandenburgs, die, wie der erste Anblick beweist, den Templinern zum Vorbild gedient haben. Aber die schmalen Blenden und die seitlich angebrachten Treppengiebel gaben dem Vortor des Prenzlauer Tores einen gefälligen, wenn auch einfachen Schmuck. Die Stadtmauer ist aus roh behauenen Granitblöcken aufgerichtet und mit einem schmalen Kranz von Ziegeln abgeschlossen. Von 30 zu 30 Metern etwa finden sich halbkreisförmige Ausbauten, die ehemals Verteidigungszwecken gedient haben und heute von dunklem Efeu überwuchert sind, dessen sattes Grün prächtig auf dem Grau und Rot der Steine liegt.

Der gewaltige Brand hat damals auch die Kirche eingeäschert bis auf den Findlingsunterbau des Turmes. Das Gebäude ist in den Formen der friderizianischen Renaissance aus den Trümmern neu erstanden. Das Muschelportal der Südseite trägt eine Inschrift, die der Nachwelt das Andenken an die königliche Hilfe wach hält:

Des Feuers Macht warf mich darnieder
und stürtzte mich in Asch und Graus,
durch FRIDRICHS Huld steh ich nun wieder
und bin ein neues Gotteshaus.
ANNO 1749.

Von bedeutenden Ausmaßen ist der Marktplatz, der, auf allen Seiten von einer doppelten Reihe prächtiger Linden umstanden, eigentlich viel zu groß ist für das Städtchen. Das Rathaus aus der Puppenschachtel kommt sich ganz verloren auf dem großen Platz vor und drückt sich bescheiden auf eine Seite. In dem sonnenüberfluteten Viereck zwischen den Linden steht ein Kriegerdenkmal. Schade um den Marktplatz!

Die Vorstädte Templins zeigen ein anderes Bild. Da rasseln in den Schneidemühlen die Gatter, und die Sägen graben ihre Zähne in atemloser Hast in das weiße Holz, aus den Schornsteinen wirbelt Rauch auf, in den Siedlungen reiht sich ein Haus an das andere zu stattlichen Straßenzügen, vor dem Bürgerpark ist eine ganze Villenkolonie entstanden, denn auch Templin ist Luftkurort geworden. Aber vor den grauen Mauern halten Arbeitslärm und Hast des Erwerbslebens an. Eine weltverlorene Ruhe liegt über dem Städtchen. Kaum daß ein hochbeladener Heuwagen über das Pflaster rumpelt. Dann klirren die Scheiben in den Fenstern, durch die man hinausschaut auf den großen Platz, wo zwischen den Steinen das Gras in üppiger Fülle wuchert und ein paar alte Weiblein sich bemühen, es auszureißen.

In dem getäfelten Gastzimmer des alten Hotels am Markte träume ich vor mich hin. . . Ich bin hundert Jahre jünger geworden. Die Männer, die langsam in den Straßen dahinwandeln, tragen spitze Vatermörder und graue Zylinderhüte zu den braunen Fräcken und engen Beinkleidern. Sie haben Zeit, viel Zeit, und wenn der eine dem andern ein besonders treffendes Argument zu der eben aufgestellten Behauptung zu erbringen weiß, halten sie an, und der Zuhörer legt nachdenklich das glattrasierte Kinn auf den dicken Knopf des Spazierstockes. Da trippelt auf hohen Absätzen eine junge Frau über die Straße, die langen Bänder der schwarzen Schuhe um die weißen Strümpfe geschlungen, bauschige Aermel zieren das hochgegürtete helle Sommerkleid. Ein paar Matronen mit großen Schuten und türkisch bunten Longschals schreiten bedächtig dem anmutigen Wesen nach und führen mit rastlosen Lippen eifrige Zwiesprache. An dem hellgrün gestrichenen Hause mit dem Spion vor dem Fenster, hinter dem eine Alte bei ziervoller Handarbeit sitzt, halten sie an. Eine rege Unterhaltung beginnt. Worüber sie wohl sprechen mögen? Ich höre schärfer zu. Abgerissene Worte dringen an mein Ohr: Dollarkurs, gut eingestiegen, anderthalb Millionen auf einen Schlag, Bezugsrecht verkauft . . . . Ich fahre über die Stirn. Richtig, wir leben ja im Katastrophensommer 1923, und der Biedermeiertraum ist schnell verflogen. Ernüchtert zahle ich meine Zeche und lenke die Schritte weiter, bis draußen am Kanal, der sich durch das Wiesental schlängelt, allmählich der graue Gegenwartsjammer übersponnen wird von dem hellen Glanz, den rings der Tag auf Wald und Berg und Fluren legt.

3. Prenzlau.

Und goldig zieht der nächste Sommermorgen über Templin auf und jagt den letzten Rest von Verdruß in alle Winde, der beim Anblick der vielstelligen Zahlen auf dem schmalen Blatt aufsteigen will. Heiter lächelnd sehe ich die Scheine in der ansehnlich geschwellten Tasche des befrackten Kellners verschwinden und mache mich auf den Weg. Es gilt heute einen scharfen Marsch, denn rund fünf Meilen sind es bis nach der uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau. Der Wald nimmt mich auf. Zwischen den Stangen lodert Frühsonnenglut. Vorbei am Fährsee und Petznicksee führt die Kunststraße. Die Wasserbreiten schimmern wie gehämmertes Silber im Morgenglanz. Kilometer auf Kilometer rollt ab. Hinein ins offene Land führt der Weg, tiefblau verliert sich der Wald hinter mir. Eine Farbensymphonie ist das Feld, das sich hügelauf, hügelab vor dem frohen Blick dehnt. Gelbgrün stehen die Wiesen, überdunkelt von dichtem Erlenlaub, Goldstreifen zieht die reifende Gerste durch die Ackerfläche, bläulich schimmert der Weizen, und wie ein mit Patina überzogenes Brett steht das Haferfeld dazwischen. Wieder winkt von ferne der Wald, Buchen rauschen in kurzer Zeit über mir, der Prenzlauer Stadtwald ist erreicht. Und da schaut das Auge auch schon das Wahrzeichen der alten Ackerstadt, den Doppelturm der Marienkirche.

Bei der Haltestelle Prenzlau-Vorstadt biege ich von der Chaussee ab und schreite durch die Anlagen am Mühlenstrom entlang. Da wird dem Naturfreund eine besondere Ueberraschung zuteil: Zwischen den ansehnlichen Kastanien, die am Ufer des schmalen Wässerleins stehen, erheben sich einzelne Schwarzpappeln von solchem Riesenwuchs, daß ihr helles Laubdach über dem dunklen Blattmeer der Kastanien steht, wie das Mittelschiff eines ragenden Domes zwischen den Seitenschiffen. Die Stämme, von denen die beiden stärksten es an 2 Metern Durchmesser nicht werden fehlen lassen, streben mit tiefrissiger Rinde pfeilergleich etwa 10 Meter auf, ehe sie ihre wuchtigen Aeste nach allen Seiten ausstrecken.

Durch die langgezogene Vorstadtstraße führt der Weg nach der Stadt. In der Mitte der Straße steht der Pulverturm und bietet dem Wanderer den ersten Gruß aus alten Tagen. Wenige Schritte noch, und der Marktplatz ist erreicht. Er ist heute eher eine Straßenerweiterung als ein Platz, denn die nördliche Hälfte des großen Vierecks, das er ehemals einnahm, ist mit kleinen Häuschen besetzt, die sich dicht an das Rathaus schmiegen. Die uckermärkischen Städte haben ihren besonderen Rathaustyp. Wenn man boshaft sein wollte, könnte man in einer Ecke nach der eingebrannten Fabrikmarke suchen. Sie scheinen als Massenartikel angefertigt und nach Bedarf aufgestellt worden zu sein, siehe Lychen und Templin, denn wenn man von der Stadt weiter nichts als das Doppeldachhaus mit dem Turm in der Mitte sähe, weiß man nicht, wo man ist. Es sind keine Gebäude, die den späteren Geschlechtern von Bürgerstolz und ruhmreicher Vergangenheit erzählen können, wie es der Prunkgiebel des Stralsunder Rathauses vermag, aber sie sind Zeugen einer Zeit, in der die starke Hand des altpreußischen Königtums den werdenden Staat schmiedete und wohl hart auf der städtischen Selbständigkeit lastete, aber auch sich zu öffnen wußte für den Bürger, wenn rasender Brand ihm das Dach über dem Kopf gefressen und ihn zum Bettler gemacht hatte.

Vor dem Rathause sind eine Anzahl Denkmäler aufgestellt: Wilhelm I. zu Pferde, rechts von ihm Bismarck, links Moltke, der Kirche wendet Luther sein erhobenes Antlitz zu, und auf der dritten Seite schaut Friedrich II. auf den neuzeitlichen Straßenlärm. Die Standbilder stehen auf gleichmäßig gebauten, gleichfarbigen und polierten Granitsockeln, und um die ganze Schönheit dieser Denkmälersammlung erfassen zu können, stelle man sich das

auf der Südostecke des Marktes stehende, gotisch sein sollende Kriegerehrenmal von 1870/71 dazu vor. Zudem ist der Anblick dieser bronzenen Herrlichkeit durch gärtnerischen Schmuck nicht erträglicher gemacht, die Sockel wachsen im unpolierten Straßenpflaster. Die Linden vor dem Rathaus sind noch nicht groß genug, um die verunglückte Anlage zu verhüllen.

Da ruht das Auge lieber verweilend auf dem gewaltigen Denkmal aus mittelalterlicher Stadtblüte, der mächtigen Marienkirche. Stadtbildbeherrschend und weithin landeinblickend erhebt sich der wuchtige Bau auf rechteckigem Grundriß. An der Westseite recken sich die beiden Türme auf. Sie tragen ein Satteldach. Der hohe Giebel des Nordturmes ist überputzt im Stil der Renaissance. Die Verzierung bleibt ein Fremdkörper an dem gotischen Bau. Aber prächtig ist der Ostgiebel der Kirche, der hoch über die Häuser hinweg auf den Markt weist. Kunstvolle Rosetten, Formsteine, Blenden zeigen, was für reiches Schmuckwerk auch ein backsteingebautes Gotteshaus tragen kann, an dem naturgemäß die Bildhauerarbeit fehlen muß.

Noch umschließen die Mauern fast ganz die Stadt, in der das geschäftliche Leben sich kräftig regt, und manch ein niederes Fachwerkhaus hat einem modernen Geschäftsbau Platz machen müssen, der nun, wie widerwillig der Front eingeordnet, auf die Nachbarn hochmütig herabblickt. In den Seitenstraßen schließen die alten Häuser sich eng eins an das andere. Ein Blick durch die Haustür läßt einen weiten Hof schauen.

An der Ostseite der Stadt liegt der Bürgerpark. Wo einmal der Wall sich streckte in dreifacher Reihe, sind heute die gepflegten Wege zwischen den Rasenteppichen und unter den Baumschatten, bunt von hellen Sommerkleidern und laut von spielenden Kindern. Aus der Mauer springen rund und eckig drei Türme auf und predigen, daß Kampf und Kriegsgeschrei ewig wohnen werden auf der Erde, die jetzt in sommerlicher Schönheit prangt, und kein Geschlecht hat die steinerne Sprache besser verstanden als das, welches jetzt hier unten sich müht, dem Tag das tägliche Brot abzuringen.

Eins darf der Wanderer nicht aufzusuchen vergessen: Das ist die Mauerstraße, die vom Stettiner Torturm aus hinter der Mauer sich entlang tastet. Man spricht so oft von Häusern aus der Puppenschachtel, von Stübchen, die so winzig sind, daß sie nicht Tisch und Bett bergen können. Aber wer es liest, der lächelt über das Märchenwort. Doch hinter der Prenzlauer Stadtmauer, wo die drei Wiekhäuser noch aufrecht stehen und Reste von noch mehreren in Schutt zerfallen, da wird das Märchen Wirklichkeit. Und eins der Budchen schmiegt sich eng hinein in das Wiekhaus, das ihm die Wacht hält. In der schmalen Gasse vergißt man die drängende Zeit und denkt nicht daran, daß draußen die Züge rasen durch das Land auf eisernem Pfade und nicht warten auf den Träumer, der in den Anblick des Bildes versunken steht, bis ein Blick auf die Uhr ihn auffahren läßt und er langbeinig nach dem Bahnhof strebt, den Zug zur Heimfahrt noch rechtzeitig zu erreichen.

„Das norddeutsche Dorf."

Gustav Wolf, Das norddeutsche Dorf, Bilder ländlicher Bau- und Siedlungsweise im Gebiete nördlich von Mosel, Lahn, Thüringer Wald und Sudeten. 222 Seiten mit 167 Bildern. Verlag R. Piper u. Co., München 1923.

Pommern ist seit den Tagen Ottos von Bamberg von verschiedenen westdeutschen Gebieten her kolonisiert worden. Siedler aus der Altmark, aus Niedersachsen und aus Friesland verpflanzten dabei in die neue Heimat auch die heimische Form von Haus, Hof und Dorf, wenn auch nicht selten unter Anpassung an die gegebenen Verhältnisse und unter Beachtung slawischer oder ostdeutscher Vorbilder. Die Vielheit der damals entstandenen Bildungen hat sich in Resten bis auf den heutigen Tag erhalten und wird zum Gegenstande höchst interessanter Forschungen. Bieten sich doch Möglichkeiten, auch ohne urkundliche Nachweise die Frage nach der Urheimat unserer siedelnden Vorväter zu beantworten, Einflüsse des neuen Heimatbodens, der wendischen Volksreste wie der östlichen Nachbarschaft nachzuweisen und vielleicht gar dem Gedanken nachzugehen, ob nicht im weniger an der mittelalterlichen Kulturentwicklung beteiligten Pommern das Haus seinen ursprünglichen Charakter mehr bewahrt habe, als im westlichen Ursprungslande . . . Spezielle pommersche Studien setzen allgemeiner gehaltene Studien zur Frage des deutschen Bauernhauses, insonderheit in Norddeutschland und in seinen Grenzgebieten, voraus. Die Reihe hierfür brauchbarer Arbeiten — es sei an die Schriften Wilhelm Peßlers erinnert — hat nun Gustav Wolf ergänzt durch die oben genannte Schrift, der, von Rebensberg verfaßt, ein Band über das süddeutsche Dorf voraufgegangen ist. Wolfs Buch hat der Verlag mit einer verschwenderischen Fülle vom Verfasser sorgfältig ausgewählter Bilder ausgestattet, und unter diesen finden sich, das sei vorweg bemerkt, eine ganze Menge von Fliegeraufnahmen, die in geradezu unerreichbar vortrefflicher Weise gewisse Siedlungsformen, wie Rundling, Angerdorf, Streusiedlung, zur Anschauung bringen. Was nun den Text angeht, so erfahren wir zunächst etwas über die „Grundformen ländlichen Hausbaues", mit der Dachhütte beginnend, orientieren uns über die Bauernhausformen Ost- und Mitteldeutschlands, Nordwestdeutschlands, über das Wesen des Altsachsenhauses, des Westfalenhauses, des Ost- und Nordfriesenhauses, hören etwas über Grotdör, Döns und Pesel, lernen Sinn und Bildung der Einzelsiedlung und der geselligen Siedlungen kennen, sehen die Kirche bodenständig aus dem Dorfe herauswachsen und schließen mit einer Studie über die Gestaltung des dörflichen Gesamtbildes . . . Und finden alles in allem damit eine Fülle von Hilfen bereitet für eine vergleichende Betrachtung auch auf pommerschem Boden. Finden vielleicht nach kurzer Zeit, daß Pommern in manchen Hofbildungen des hinterpommerschen Küstengebietes offenbar etwas besitzt, was seines Vorbildes im Westen zu ermangeln scheint, und daß also auch Wolfs Buch noch Lücken läßt, die der Ausfüllung harren. Das — und daß auch Wolf mit dem Rundling z. B. nichts Rechtes anzufangen weiß, — soll aber kein Vorwurf sein. Gustav Wolf verfolgt eben mit seiner Schrift ganz andere Ziele als z. B. Peßler und sonstige berufene Vertreter der wissenschaftlichen Volkskunde, auch wenn er registriert, charakterisiert und gruppiert wie sie, schon weil das einfach nicht zu umgehen ist. Wie in dem von Wolf verfaßten Anteil an der Schriftenfolge, „Die schöne deutsche Stadt", spricht zu uns vor allem der fein empfindende moderne Baukünstler aus führenden Heimatschutzkreisen. Was Wolf in dem von ihm verfaßten Teilband „Die schöne norddeutsche Stadt" u. a. über Stralsund geschrieben hat, dürfte auch manchem Pommern die Augen für städtebauliche Großtaten unserer Väter geöffnet haben. Wie dort, so will auch hier der Baufachmann den Blick schärfen für den Reichtum gesunder volkstümlicher Gestaltung, den Deutschland — in diesem Falle außerhalb der Städte — besitzt. Aus dem an Ort und Umstände gebundenen Bedürfnisse heraus, aus dem vorhandenen Material, der völkischen Sinnesart u. a. m. wächst wie ein Naturgebilde das Haus, zunächst als Raum, auf, wird zum Heim und zur Kulturstätte, bleibt Einzelhaus oder eint sich mit andern Bauwerken zum Hofe, bleibt Einzelsiedlung oder sammelt sich mit andern zum Dorfe, immer mit der Umwelt verwachsen, selber Heimat und ein Glied in der Summe ihrer Einzelerscheinungen. Höchste Zweckmäßigkeit und damit höchste Schönheit, vorbildlich für unsere Gegenwartsaufgaben, nicht im Sinne der Nachahmung, wohl aber für das Streben, gleiche Werte in neuen Formen auszuprägen. Indem wir das erkennen lernen, erhebt sich für uns „Das norddeutsche Dorf" über alle äußerlich gleichgerichteten Darstellungen, und zwar nicht nur als ein Zeugnis des deutschen Schaffens bäuerlicher Vergangenheit, sondern als ein Bekenntnis zur vielseitigen Schöpferkraft des deutschen Wesens. Reepel.

Aus der Heimatschutz-Arbeit.

Vom **Ausschuß für Friedhofkunst und Kriegerehrung des Bundes Heimatschutz** ist in den nachstehend aufgeführten Fällen Rat erteilt worden. (Ergänzung zum Jahresbericht 1922/23.)

Dünow, Kreis Stolp: Wahl eines Platzes für eine Kriegerehrung und deren gärtnerische Ausgestaltung.

Camminke: Hinweis auf einen künstlerisch einwandfreien Krieger-Gedächtnisstein.

Garz auf Usedom: Kriegerehrungsgedächtnistafel für die Gefallenen der Kriegervereine in Garz und Camminke.

Usedom: Anlage einer Kriegerehrung auf dem unmittelbar an den Stadtkern sich anlehnenden Berg.

Bansin: Anlage einer Kriegerehrung auf dem zu Waldgottesdiensten eingerichteten Platz im Walde.

Heringsdorf: Pflanzliche Umrahmung eines bereits von einer Fabrik hergestellten häßlichen Gedächtnismales für die Gefallenen.

Misdroy: Vorschlag für die gärtnerische Ausgestaltung des an der Kirche geplanten Kriegerdenkmales abgegeben.

Fritzow: Verbesserungsvorschlag für ein Kriegerdenkmal vor dem Friedhofe.

Lüttkenhagen: Es ist darauf hingewirkt worden, daß ein bereits in Auftrag gegebenes Denkmal im Stile übelsten Fabrikschundes durch einen Gegenvorschlag dahin abgeändert wurde, daß es jetzt als einwandfrei gelten kann.

Gristow: Vorschlag für ein einwandfreies Kriegergedächtnismal auf dem neuen Friedhofe abgegeben.

Dobberphul: Vorschlag für einen neu anzulegenden Friedhof an der Kunststraße nach Parlowkrug.

Klemmen: Vorschlag für einen Gemeindefriedhof, der einen Kriegergedächtnisplatz erhält.

Bahn: Vorschlag für die Aufteilung der Sandgrube zu einer Kriegerehrung.

Swinemünde: Vorschlag für die Platzgestaltung des geplanten Denkmales abgegeben. Hannig.

Aus Uchtdorfs Sagenschatz.

1. Der Teufel im Burgsee. Unsere Vorfahren hatten einmal den Burgsee ausgepumpt, um ihn zu reinigen. Als sie am nächsten Morgen weiter daran arbeiten wollten, war er wieder mit Wasser gefüllt. Der Teufel hatte ihn vollgepumpt.

2. Die Goldkiste auf dem Burgsee. Jedes Jahr erscheint in der Johannisnacht auf dem Burgsee eine Goldkiste. Niemand ist es bisher gelungen, dieselbe in seinen Besitz zu bringen, da sie von einem Ritter ohne Kopf, der in der Zeit von 12—1 um den Burgsee reitet, bewacht wird, und nur derjenige wird sie bekommen, der dazu berufen ist.

3. Das Irrlicht auf dem Burgsee. Ein Bauer fuhr eines Abends spät durch den Pfarrgarten. Plötzlich sah er ein Licht vor sich, dem er folgen mußte. Dieses führte ihn in den Burgsee, in welchem er mit Pferd und Wagen versank und elendig umkam.

4. Das Baden im Burgsee. Die Sage erzählt, daß das Baden im Burgsee nicht ratsam sei. Wer es dennoch wagt, wird von unsichtbarer Hand festgehalten und kommt nie wieder zum Vorschein.

5. Das Eis und die Käfer. Sobald der Burgsee zufriert, bilden sich quer über denselben Spalten. In diesen finden sich bald kleine Käfer an. Falls jemand diese greift, tut sich die Spalte auseinander und er sinkt in die Tiefe.

6. Das Riesenschloß im Burgsee. Im Burgsee befindet sich eine eiserne Tür mit einem Riesenschloß. Wassermänner haben tagelang daran gefeilt. Es ist ihnen aber nicht gelungen, das Schloß zu durchfeilen.

7. Die Insel im Burgsee. Die Uchtdorfer hatten einmal den See zugefahren. Am nächsten Morgen hatte sich dort, wo jetzt die Insel ist, eine tiefe Spalte gebildet. Dieselbe füllte sich bald mit Wasser, drängte die Erde zurück, ließ aber einen Teil liegen, nämlich die Insel, die sich noch heute in dem See befindet.

8. Die Falltüren um den See. Rund um den See waren Falltüren. Trat jemand auf eine derselben, so bewegte sie sich plötzlich nach unten, der Betreffende sank in die Tiefe; die Tür aber raste mit großer Geschwindigkeit wieder in ihre alte Lage zurück.

9. Der Pastor und der Ritter. Im Pfarrgarten befinden sich noch heute die Ueberreste einer alten Burg. Ein Pastor versuchte, das Fundament freizulegen. Er fand in demselben an mächtigen Haken mehrere Ketten, von denen er einige entfernte. Das paßte natürlich dem Ritter lange nicht. Als der Pastor am Abend in seiner Studierstube saß und an seiner Predigt arbeitete, hörte er plötzlich ein entsetzliches Geräusch auf der Bodentreppe. Er eilte hinzu, doch nichts war zu sehen. Kaum hatte er sich wieder gesetzt, um weiter zu arbeiten, da vernahm er dasselbe Geräusch. Das wiederholte sich bis zum Morgen. Am andern Tage hatte er in der Kirche zu predigen. Kaum hat er seine Predigt begonnen, da tut sich die Seitentür auf und eine weiße Gestalt ohne Kopf erscheint in der Kirche, für niemand als für den Pastor sichtbar. Dieselbe geht dreimal um den Altar und verschwindet auf demselben Wege. Seitdem hat es niemand versucht, an dem Fundament zu arbeiten.

10. Das Obststehlen im Pfarrgarten. Einmal statteten zwei Diebe dem Pfarrgarten einen Besuch ab. Nachdem sie sich reichlich mit Aepfeln versehen hatten, erschien plötzlich der Ritter ohne Kopf. Bleich vor Schrecken, ließen sie die geraubten Aepfel zurück und suchten das Weite.

11. Die Grabstätte des Ritters. Die Sage erzählt, daß man bei einem Erweiterungsbau der Kirche eine wunderschöne Grabstätte fand. Als man dieselbe öffnete, lag darin ein Ritter ohne Kopf. Sorgfältig verschloß man die Stätte und baute darauf den Altar, der noch heute in der Kirche steht.

Ein Beitrag zur Heimatgeschichte. Mögen die Sagen an ihrem Teile dazu helfen, wahre Heimatliebe zu wecken.

Sülflohn.

Das Schwalbennest im Schulzimmer.

Kehren die Schwalben an ihren Wohnort zurück? Zu dieser Frage liefert Lehrer Nirke einen anziehenden Beitrag im „St. Hubertus". Er schreibt nämlich aus Hohengulsch in der Altmark: „In den Sommerferien 1920 nistete sich im Schulzimmer ein Rauchschwalbenpärchen ein und brachte eine Brut aus. Im Frühjahr 1921 und 1922 brachte gleichfalls ein Pärchen in der Klasse zwei Bruten aus. Es drängte sich uns die Frage auf: Sind das dieselben Schwalben, die 1920 und 1921 hier brüteten? Ich ließ mir von der Vogelwarte Rossitten Vogelringe kommen und beringte die beiden Altschwalben. Am 9. April d. J. erschien ein Schwälbchen im Klassenzimmer, und der Jubel der Kinder war groß, als man den Ring am Fuße entdeckte. Es ließ sich zwitschernd auf dem Nestrande nieder, und am 19. April war zu unserer großen Freude auch das zweite, im Vorjahre beringte Schwälbchen (Weibchen) im alten Heim. Zuweilen verirrt sich eine fremde Schwalbe in die Klasse, dann gibt es aber jedesmal wilde Hetzjagd. Unsere Schwalben (so nennen wir sie jetzt) ruhen dann nicht, ehe der Fremdling vertrieben ist, und gönnen der Fremden nicht die geringste Atempause, während sie sich in dem Kampfe ablösen. Einmal hielten sie so eine Fremde, die keinen Ausweg finden konnte, beinahe eine Dreiviertelstunde in allerschärfster Flugart, bis sie erschöpft zu Boden sank und wir ihr die Freiheit geben mußten. Es bestätigt sich auch hier, daß wohl Vögel nach Geschlechtern getrennt ziehen."

Das Hünengrab bei Wolgast.

Etwa einen Kilometer nördlich Wolgast und einen halben Kilometer vom Ufer der Peene entfernt liegt ein gewaltiges Hügelgrab. Ringsum dehnt sich die wellige Hochfläche, deren mergeliger Boden reichlich von Feuersteinsplittern und Knollen durchsetzt erscheint. Es ist derartig angelegt, daß es für den Kundigen sowohl weithin sichtbar ist, als selber auch einen umfassenden Blick vermittelt. Im Südwesten grüßen die bewaldeten Zieseberge herüber. Genau südlich liegt auf einer Halbinsel die Stadt. Im Halbkreis herum blinken die Wasser der Peene, hinter der sich mit ihren Ortschaften die Insel Usedom aufbaut. Nordwestlich, also landeinwärts, versperrt Wald den Blick. Das Grab mißt etwa 90 Schritte im Umfange und hat schätzungsweise eine Höhe von 6 Metern. Es ist mit einer dichten Grasnarbe bedeckt und gleichmäßig gerundet. Menschenhand scheint es bislang nicht berührt zu haben. Größe und Lage aber räumen ihm eine besondere Stellung ein und geben der Vermutung Raum, es möchte sich hier um die Ruhestätte eines von seinen Stammesgenossen besonders geehrten Mannes handeln. Reepel.

Neueste Heimatliteratur.

Paul Robien ist den Lesern unseres Blattes nicht unbekannt. Er ist nicht nur Pommerns erste Autorität auf dem Gebiete der Vogelforschung, ja einer der hervorragendsten Ornithologen Deutschlands überhaupt, sondern auch der verdienstvollste Vorkämpfer für entschiedenen Naturschutz. In beiden Beziehungen lehrt ihn uns auch sein neuestes Werk kennen: Die Vogelwelt des Bezirks Stettin. II. Teil, 1920—1923. Stettiner Volkshochschule. Mai 1923. — 32 S. Die Arbeit ist ein Nachtrag zu seinem 1920 im Verlage von Saunier zu Stettin erschienenen Buch: Die Vogelwelt des Bezirks Stettin, 112 S., das seinerzeit durchweg anerkennende Besprechungen erfahren hat. Wie das Grundwerk ist auch die Fortsetzung kein Werk gewöhnlichen Schlages; denn der Gegenstand an und für sich erforderte überaus mühevolle und gründliche Beobachtungen und Studien. Im umfangreichen Vorwort des Ergänzungsheftes legt Robien zusammenfassend seine Ansichten über wahren Naturschutz dar und zeigt dessen Praxis an dem Beispiel der „Naturwarte Mönne" bei Stettin. Seinen scharfen Worten, die er gegen die brutale Verfolgung gewisser Vogelarten findet, und der energischen Forderung radikalen Naturschutzes wird jeder, dem es Ernst ist mit der Ausbreitung und praktischen Durchführung des Vogelschutzgedankens, im allgemeinen zustimmen. Bieten so seine Ideen kaum einen Angriffspunkt dar, so sind die Ergebnisse seiner fachwissenschaftlichen Arbeiten seit Erscheinen des Grundwerkes, die er der Allgemeinheit in diesem Nachtrage zugänglich macht, über jede Kritik erhaben. Wer auch sollte gegen ihn als den vollkommen zuverlässigen Sachkenner etwas einwenden? Die im Grundwerk niedergelegten Forschungsergebnisse verblassen vor diesem Nachtrag, in welchem es sich fast ausschließlich um eine Zusammenstellung der Arten und Verbreitung von Vögeln besonders Mittelpommerns handelt, die einen hohen Seltenheitswert beanspruchen. Auch kommt die Bedeutung seiner Forscherarbeit darin zum Ausdruck, daß Robien die Zahl der bis dahin im Gebiet als brütend festgestellten Vogelarten um 31 erhöhen konnte. (Im Grundwerk sind 127 Arten als Brutvögel angegeben.) So stellt das vorliegende Werk eine wichtige und wertvolle Erscheinung dar. Nicht nur Naturschützer und Vogelkundige vom Fach werden darin einen reichen und gediegenen Schatz von Tatsachen finden, sondern auch Nichtfachleute, wie Lehrer, Förster, Fischer, Landwirte, werden mit Nutzen und Befriedigung studieren. Im Namen dieser aller danken wir an dieser Stelle beiden, Verfasser und Verleger, für ihre verdienstvolle Leistung.

Wir danken

allen, die sich bereit gefunden haben, durch außerordentliche Spenden unseren Kassenverhältnissen aufzuhelfen! Einige Beträge aus dem Kreise des Verbandes der pommerschen landwirtschaftlichen Genossenschaften eingerechnet, sind bis Ende September gegen 70 Millionen eingekommen. Wir danken herzlich und hoffen auf mehr aus der Hand derer, die sich bisher nicht erbitten ließen ... Die Erhöhung des Fernbriefportos auf 2 Millionen dürfte ja wohl eine gute Fürsprache für uns sein!

Geschäftsstelle des Landesvereins.
Reepel, Geschäftsführer.

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Reepel, Turnerstr. 61.
Druck: Pommersche Reichspost, Druckerei- und Verlagsgesellschaft m. b. H., in Stettin.